

**JUMMERGRÜN.**



**KLEINE ERZÄHLUNGEN**  
mit fein gemalten Bildern  
Mainz bei Joseph Scholz.

Kollekt. B. 5

Lith. Leal. Tit., 36 SS. Mit 6 Leal. Lith.

Rümann dt. Kindesb. -

4030

105/11/50

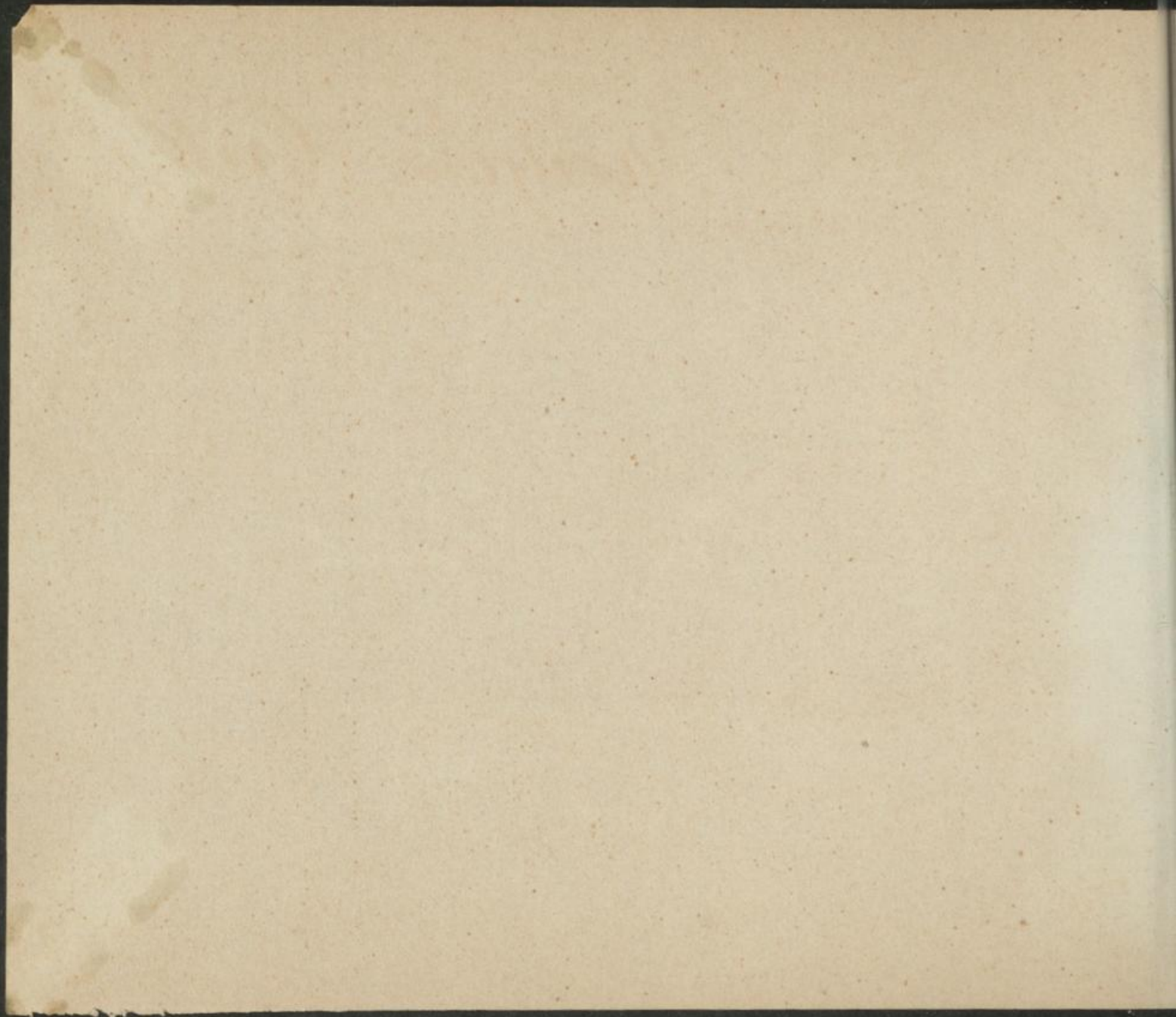
Mortimer Groth

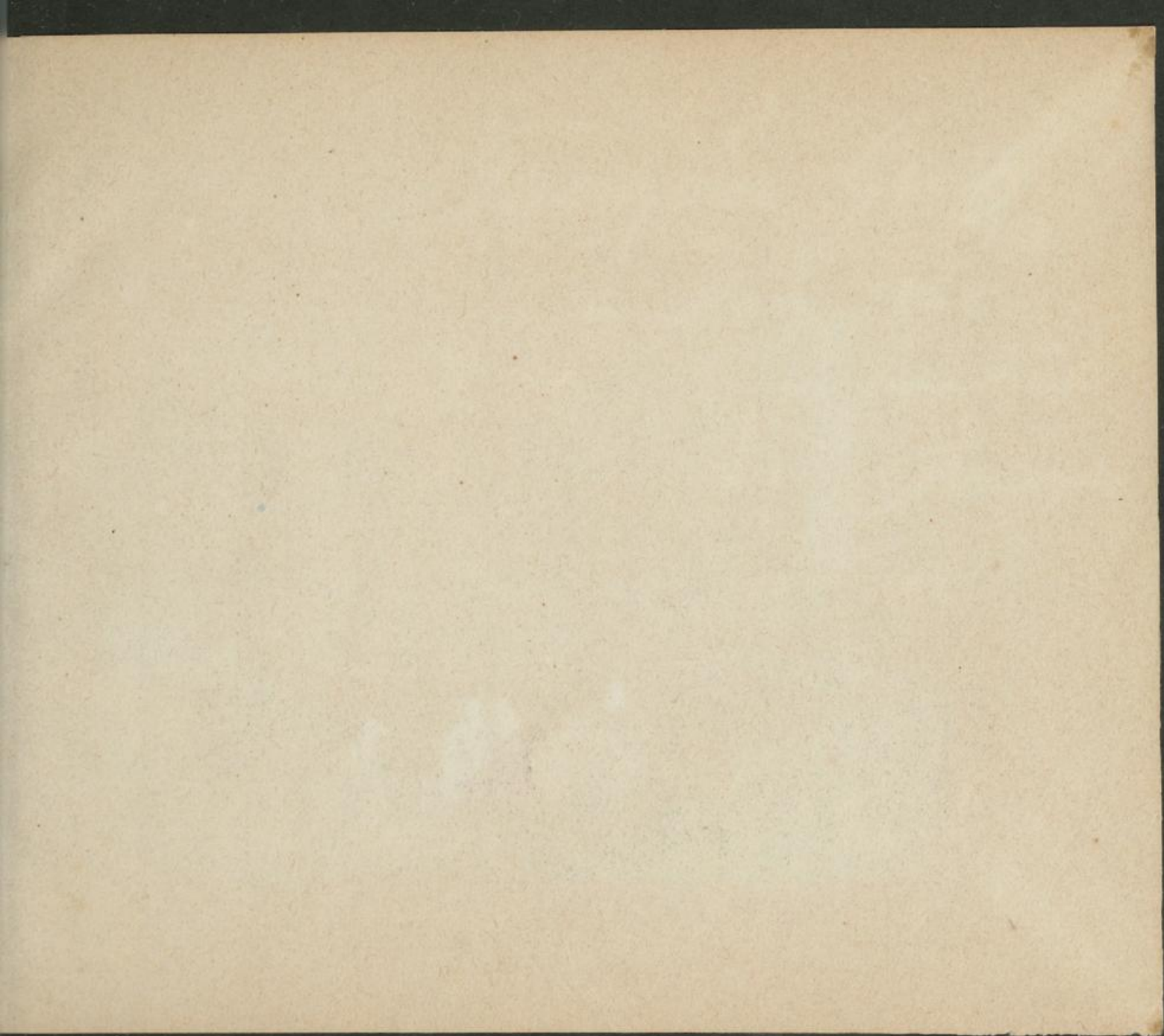
in März 1862.

von seinem Freund

Reudolph.

ill Tora Groth 1913







# Sommergrün

3.



„  
Kleine Erzählungen  
mit fein gemalten Bildern  
“

Mainz bei Joseph Scholz.

Scholz 722



2022-173, 120

## Die Bauberquelle.



Vor Zeiten lebte ein reicher und gewaltiger Ritter, der ein eifriger Jäger war und sich Tage lang in den finstern Wäldern herumtrieb, um den wilden Thieren nachzujagen, die er mit großem Muthe und nie ermüdender Kraft bekämpfte.

Eines Tages nun, als er wie gewöhnlich mit seinen beiden getreuen Hunden in dem Forste jagte und einen großen, wilden Eber eifrig verfolgte, gerieth er immer tiefer in das Dickicht des Waldes und zuletzt an eine

Stelle, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Da er seine Verfolgung vergebens sah, wollte er den Rückweg antreten, aber siehe da! er hatte sich verirrt und konnte nirgends einen Ausweg mehr finden. Erschöpft und von einem unerträglichen Durste gequält, warf er sich auf die weiche Moosdecke des Bodens, um unter dem grünen Laubdache des Waldes auszuruhen. Da schlug zu seiner unendlichen Freude das Geräusch einer rieselnden Quelle an sein Ohr. Sogleich sprang er auf und bahnte sich mit seinem Schwerte einen Weg zu dem Wasser, an dem er begierig seinen lechzenden Durst stillte. Wie von einer geheimen Macht mächtig angezogen, folgte er aufwärts dem Laufe der Quelle und kam endlich zu einer Lichtung des Waldes, aus der er mit dem höchsten Erstaunen heraustrat, als sich ihm ein köstlicher, nie gesehener Anblick darbot; denn ein herrliches Thal mit allen Schönheiten, welche die Natur in ihrer reichsten Entfaltung gewähren kann, dehnte sich in weiter, entzückender Aussicht vor seinen Füßen aus. In der Tiefe schimmerte ein bläulich grüner See in den blendenden

Strahlen der Sonne. In feinem krystillklaren, fast durchsichtigen Wasser tummelten sich im buntesten Gewimmel die schönsten Gold- und Silberfischlein, die von ihren glänzenden Schuppen tausendfältig das liebe Sonnenlicht widerspiegelten. Wohlgerüche aller Art stiegen von der üppigen Menge der prächtigsten Pflanzen und Blumen empor, welche die Abhänge und die Ufer des See's bedeckten; das Ganze war über alle Beschreibung schön. Noch schweifte das staunende Auge des Ritters über die Wunder hin, die es mit jedem Blicke neu entdeckte, als unmittelbar vor ihm aus einem herrlich gebauten Brunnen eine schöne Fee emporstieg, die in vollem Glanze der Jugend auf ihn zuging und ihm freundlich lächelnd mit den Worten die Hand reichte: „Sei willkommen, lieber Fremdling, in diesem meinem blühenden Reiche; ich wußte, daß du dich verirrt hattest, und um dich aus der Gewalt der bösen Geister zu retten, welche dort in dem Walde haufen, habe ich aus diesem Brunnen die Quelle entsandt, die dich vor Anbruch der Nacht hierher geleitete, sonst wäre dein Leben verloren gewesen. Komm mit mir in

eins meiner Schlösser, welche du da unten am Ufer des See's prangen siehst." — Freudig folgte der Ritter seiner lieblichen Führerin in das Schloß, das unmittelbar vom Wasser bespült wurde und zu dem sie zwei rüstige, schön geschmückte Bootsleute hinübruderten.

Die freundliche Fee empfing dort ihren Gast mit verschwenderischer, zauberischer Pracht, so daß sich dieser mitten in die Freuden des Paradieses versetzt wähnte und der Heimkehr gänzlich vergaß. So vergingen acht Tage unter Freude und Lustbarkeiten, am letzten Tage aber wurde die Fee zusehends traurig und unruhig. Theilnehmend fragte sie der Ritter um die Ursache. Da brach sie in einen Strom von Thränen aus und sprach unter lautem Schluchzen: „Ach! bei dem Klange des Glöckleins, das du alle Abend von dem Kirchlein des Einsiedlers über dem Berge her läuten hörst, mußt du mich verlassen, um nie wiederzukehren, es sei denn, daß du deiner Heimath auf immer entsagtest und als mein Gatte in diesem schönen Thale leben wolltest. Ohne diesen Entschluß würdest du den Weg zu mir nimmer

wieder finden, sondern unfehlbar, wenn du es versuchtest, den bösen Geistern, meinen Feinden, zur Beute fallen. Heute Abend beim Schalle dieses Glöckleins will ich die Quelle rieseln lassen, damit sie dir den Heimweg zeige. Ohne dich werde ich ein trostloses, kummervolles Leben führen. Willst du aber wiederkehren, so werde ich die glücklichste der Fee'n sein, alle Schätze und Herrlichkeiten, die ich besitze, sollen dein Eigen sein, und du wirst ein Leben genießen, wie es noch keinem Sterblichen auf dieser Welt beschieden war. — Nur einmal in der Woche, am Freitage, wenn das für mich verhängnißvolle Glöcklein ertönt, mußt du mich zu dem Brunnen geleiten, an dem wir uns zum ersten Male sahen, und mich dann einige Stunden mir selbst überlassen, ohne je, was du auch sehen magst, nach der Ursache einer solchen Bedingung zu fragen, die sonderbar erscheint aber nicht schwer zu erfüllen ist.

Der Schmerz der Fee wurde bald geheilt und in die größte Freude verwandelt, denn der Ritter hatte sie eben so lieb gewonnen, wie sie ihn,

und konnte sich nicht mehr von ihr trennen. Darum versprach er freudig baldige Rückkehr, ja er wäre lieber gleich ganz dageblieben.

Die Quelle rieselte, um ihm den Heimweg zu zeigen, und sprudelte des andern Tages wieder murmelnd hervor, um ihn in die Arme der Fee zurück zu führen, die ihn sehnsuchtsvoll erwartete und mit der er von nun an mehrere Jahre in der glücklichsten Eintracht verlebte.

Doch der Mensch ist nie zufrieden. So erging es auch dem Ritter. Das Leben, welches ihm bisher die höchsten Genüsse geboten hatte, erschien ihm allmählig einförmig, unthätig und bedeutungslos; darum war er oft übler Laune, deren häufige Ausbrüche die Fee mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug. Besonders grübelte er jetzt unaufhörlich über die Ursache nach, die ihn allwöchentlich zu einer mehrstündigen Entfernung von der Fee zwang, welche auf seine wiederholten Fragen darüber nur traurig wurde und jedesmal zu weinen anfing, da sie seine unruhige Neugierde nicht befriedigen durfte, wenn sie nicht, wie sie sagte, ihr beiderseitiges Glück auf

immer zerstören wollte. — Endlich eines Freitags, als sie wieder in ihrem geheimnißvollen Brunnen verschwand und der Ritter seine Neugierde durchaus nicht mehr bezähmen konnte, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihn auf Entdeckung führen sollte. Er stieg nämlich über den nahen Berg zu der Klause des Einsiedlers, den er bald überredete, die Glocke am nächsten Freitage eine halbe Stunde später als gewöhnlich zu läuten. Der nächste Freitag erschien und mit ihm die Befriedigung seiner Neugierde. Er ging mit der guten Fee, die ihn so sehr liebte, zu ihrem Brunnen und hielt sie durch trauliches Gespräch hin, damit sie auf den ihr gespielten Betrug nicht aufmerksam würde. Die arme Getäuschte war ganz glücklich über die unverhofft zurückgekehrte Güte und Freundlichkeit des Ritters und bemerkte in ihrer Harmlosigkeit gar nicht, daß die Glocke nicht zur gewöhnlichen Stunde ertönte. Da fiel aber ihr Auge auf die langen, düstern Schatten, welche den Untergang der Sonne anzeigten; sie sah, daß ihre Zeit um war, mit angsterfüllten Blicken und tiefem Schmerze in ihrem lieblichen Antlitze

ſah ſie auf den verrätheriſchen Ritter und brach dann in einen Schrei des Schreckens aus. „Wehe! wehe!“ rief ſie, „du haſt unſer Glück muthwillig zerſtört, ich muß ſcheiden von dir, lebe auf ewig wohl!“ Mit dieſen Worten ſtürzte ſie verzweifelt in den Brunnen, aus dem alsbald blutige Blaſen aufſtiegen, die den erſchrocknen Ritter ahnen ließen, daß er dieſes ſo räthſelhafte, doch freundliche und zärtliche Weſen durch ſeine Treuloſigkeit der Vernichtung preisgegeben hatte. Während er noch ſeine unheilvolle Neugierde bitter verwünſchte, kam ein neuer Schrecken über ihn: denn unter dem tobenden Krachen des plötzlich weithin rollenden Donners und unter dem Leuchten furchtbar züſchender Blitze erbebte die Erde unter ſeinen Füßen, der Brunnen ſchloß ſich, alle Herrlichkeiten des ſchönen Thales mit Allem, was darin lebte, verſanken urplötzlich in den See, der mächtig aufquoll und ſich im Nu in einen trägen Morast verwandelte. — Einſam und verlaſſen ſtand der troſtloſe Ritter in einer furchtbaren, graufigen Einöde; mit Entſetzen floh er nach ſeinem heimathlichen Schloſſe, wo er jedoch keine

Ruhe fand. Das Andenken an die gute Fee und an sein verlorne Glück verfolgte ihn unaufhörlich. Darum zog er gar bald in den Kampf gegen die Feinde seines Vaterlandes und fand in der ersten blutigen Schlacht den erwünschten Tod.

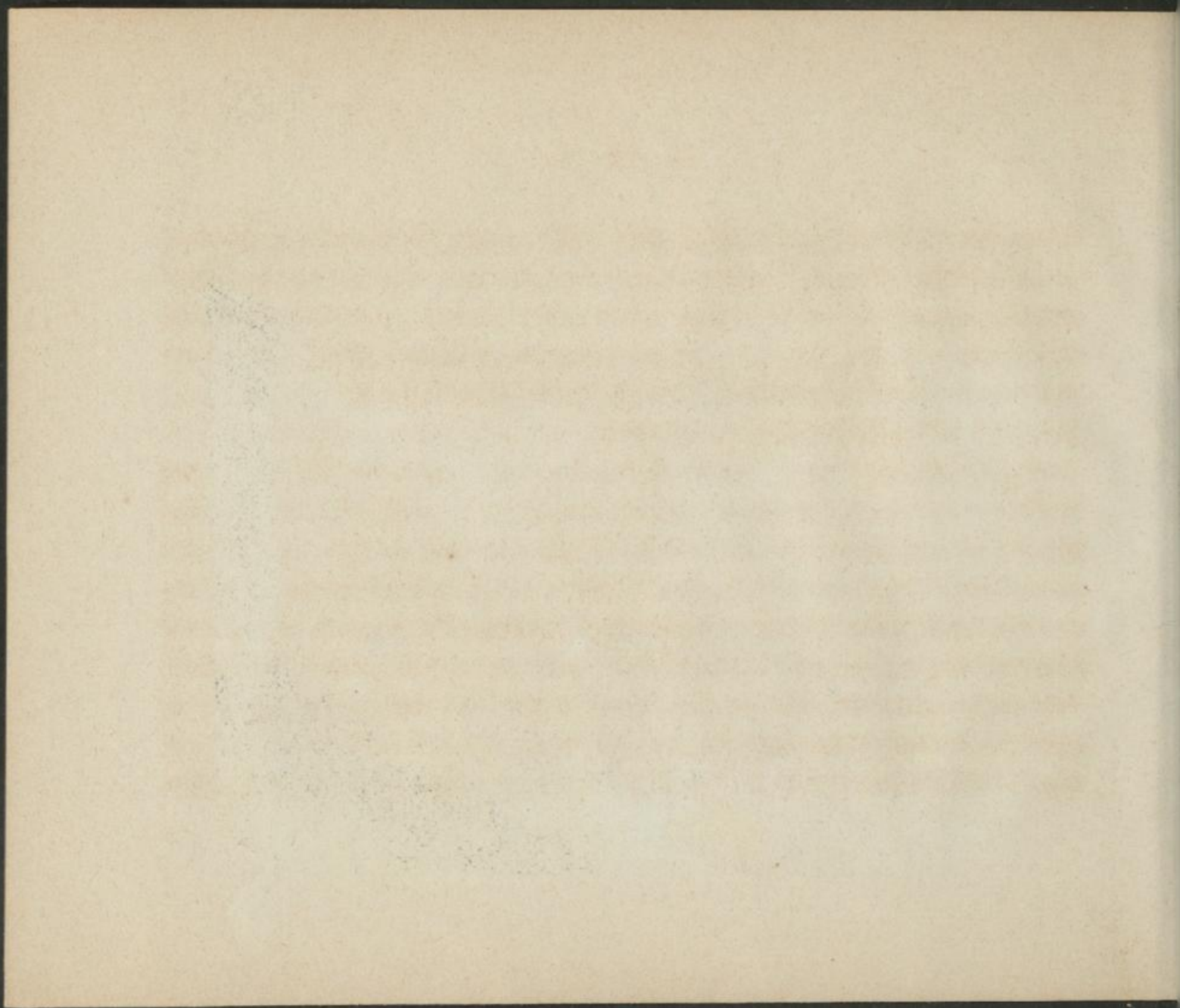


## Die beiden Papageien.



Emma, die zwölfjährige Tochter des Herrn Dorfschullehrers, ein bescheidnes und sittsames Mädchen, war in den ersten Tagen der Schulferien, nachdem sie am Morgen ihre tägliche Aufgabe sauber und fleißig ausgearbeitet hatte, des Nachmittags mit ihren jüngern Schwesterchen vor das Dorf, das an einem hübschen Bache lag, spazieren gegangen. Hier nun tummelten sich die Kinder munter herum. Emma wand sich einen Kranz aus wilden Rosen, den sie um ihr Lockenköpfchen legte, während ihre





Schwestern, auf die sie sorgfältig Acht hielt, damit ihnen nichts begegnete, die gackernden Hennen, unter denen der Hahn wie ein gebietender Herr einherstolzerte, mit einem Theile ihres Vesperbrodes fütterten und auch nicht vergaßen, den auf dem Bache herumschwimmenden Enten, die eifrig herbeigerudert kamen, um ihren Antheil zu bekommen, einzelne Brocken zuzwerfen, welche diese hastig verschluckten, um noch mehr zu bekommen.

Nachdem die Kleinen genug herumgesprungen und müde waren, setzten sie sich in das weiche Gras am Rande des Baches zu ihrer ältern Schwester, die bereits eifrig in einem hübschen Büchlein las.

„Ach! liebe Emma“, rief die Jüngste, „lies uns doch etwas vor, wir wollen hübsch artig sein und ganz ruhig zuhören, und wenn wir einmal so groß wie du sind und lesen können, werden wir dir auch sehr schöne Geschichtchen vorlesen, nicht war, liebe Emma?“ — Lächelnd willigte diese ein und las den Kindern, die ganz Ohr waren, Folgendes vor:

„Es waren einmal zwei glänzend grüne Papageien in einem großen

messingenen Käfiche eingesperrt. Die Schale, aus der sie ihr Futter holten, stand auf dem Boden des Käfichs. Gewöhnlich saßen sie dicht nebeneinander auf derselben Stange. Flog einer herab, um sich Futter zu holen, so flog der andere gleich nach, und wenn sie genug hatten, flatterten sie wieder zusammen nach der höchsten Stange des Käfichs.

Vier Jahre lebten sie so eingesperrt, und immer zeigten sie eine große Zärtlichkeit für einander. Da wurde am Ende dieser Zeit das Weibchen sehr schwach und fing an, an Altersschwäche zu leiden. Seine Beine schwellen an, und es war nicht länger im Stande, nach dem Boden zu fliegen, um sein Futter zu holen: aber sein Gefährte that es für es; er brachte das Futter in seinem krummen Schnabel und gab es dem Weibchen.

Dieser zärtliche Papagei fütterte so sein Weibchen vier Monate lang fort; doch dessen Schwäche nahm jeden Tag zu. Zuletzt konnte es nicht mehr auf seiner Stange sitzen, es fiel herunter und blieb zusammengefauert am Boden des Käfichs. Zuweilen versuchte es, nach der untern Stange

aufzuplattern, konnte es aber nicht fertig bringen. Dabei that das Männchen sein Möglichstes, um ihm beizustehen. Zuweilen ergriff es mit seinem Schnabel den obern Theil von des Weibchens Flügel und versuchte, es so zu sich aufzuziehen. Seine Blicke und Bewegungen bezeugten das große Verlangen, hilfreich zu sein und des Weibchens Leiden zu mildern.

Doch noch rührender war es anzusehen, als das Weibchen starb. Sein trauriger Gefährte ging unaufhörlich um es herum. Zuletzt wollte er seinen Schnabel öffnen, um ihm etwas Futter zu geben. Seine Unruhe wuchs jeden Augenblick. Er ging zu ihm hin und wieder weg, Alles mit dem Anscheine größter Betrübniß. Zuweilen schrie er ganz jämmerlich, dann wieder heftete er seine Augen auf das Weibchen und war ganz stille; aber seine Blicke zeigten, wie traurig er war. Endlich starb seine Gefährtin. Das Männchen blieb immer traurig und ließ die Flügel hängen, und wurde auch immer schwächer und schwächer und lebte nur noch wenige Monate."

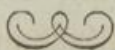
„Ach! das war schön, liebe Emma, morgen mußt du uns wieder vor-

lesen. Wir wollen uns aber auch so lieb haben, wie diese beiden armen Papageien“, riefen die beiden Mädchen, indem sie halb vor Rührung, halb vor Freude in die Händchen klatschten.

„Ja, meine lieben Schwestern“, sagte Emma, die schon gerne eine gute Lehre gab, „diese Vögel lehren uns, zuvorkommend und liebevoll zu sein, und einander zu helfen, besonders denjenigen, die uns nahe stehen und unseres Beistandes bedürfen“.



## Der kleine Flüchtling.



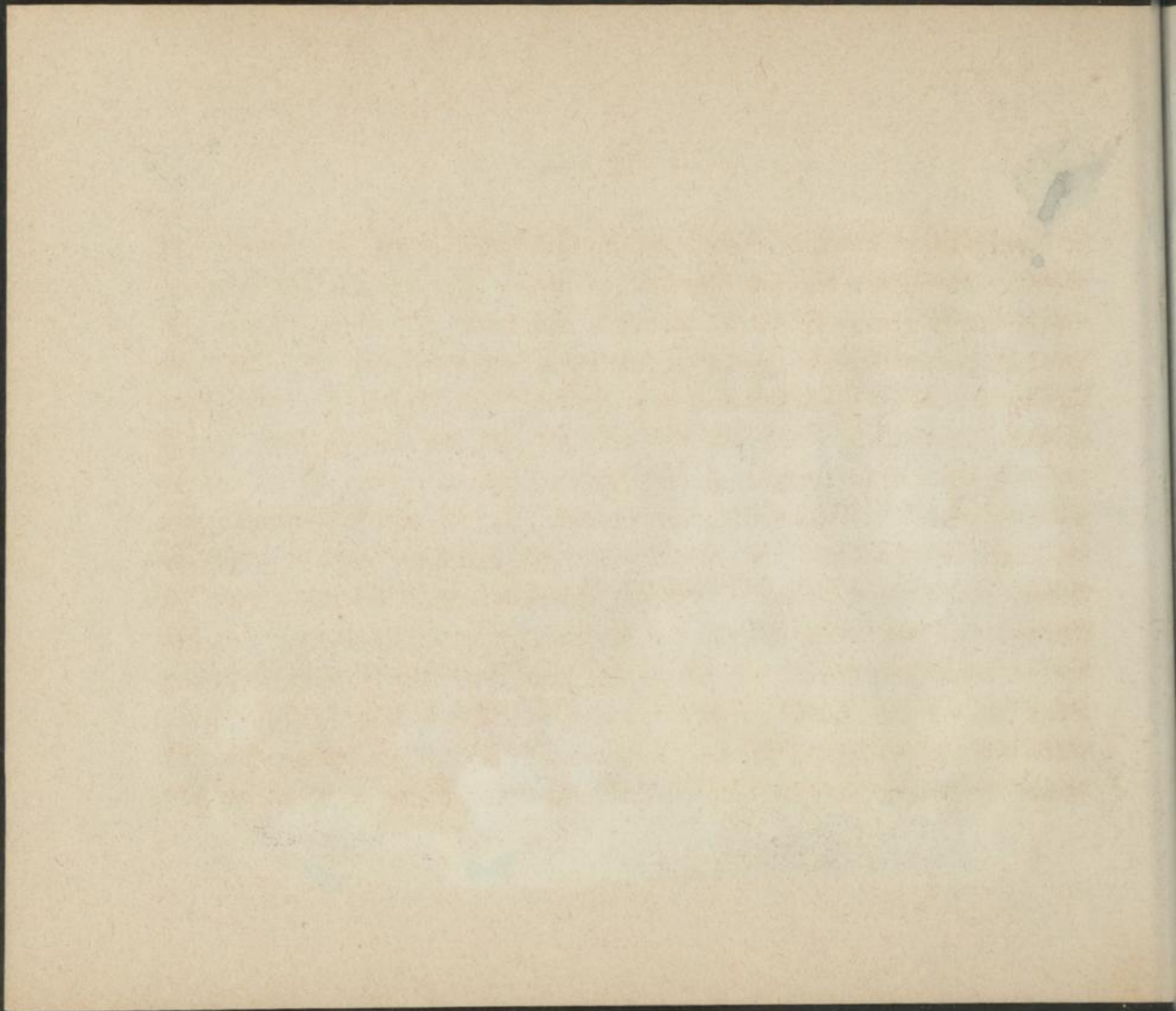
Auf dem freien Plage vor einem Meierhose an den Ufern des Niederrheins saßen an einem schönen Sommerabende des Jahres 1793 drei Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, traulich plaudernd beisammen. Die Mädchen waren Schwestern, der Knabe aber, welcher in gebrochenem Deutsch redete, zeigte durch seine Sprache, daß er ein Fremdling war. Wirklich war er auch vor wenigen Wochen mit einem alten todtkranken Manne, der einige Tage darauf auf ewig die Augen schloß, in diesem Meierhose gastlich aufge-

nommen worden. Die Schwestern hatten ihn wegen seines traurigen, dabei aber gewinnenden und zuvorkommenden Wesens so liebgewonnen, daß sie ihn, nachdem ihr Vater ihn wegen des schrecklichen Schicksals, das ihn betroffen, als Sohn angenommen hatte, gerne als Bruder betrachteten.

Am besagten Abende nun hatten die Schwestern ihren neuen Bruder und Spielgenossen, als er zufällig mit betrübter Miene seines fernen Vaterlandes erwähnte, freundlich und theilnahmvoll gedrängt, ihnen sein Schicksal, das ihn aus seiner Heimath vertrieben hatte, zu erzählen. Isidor, so hieß der Knabe, willigte gerne ein. Die ältere Schwester kniete neben ihn hin, um ihm recht aufmerksam zuhören zu können, während die jüngere, die neben Isidor auf einer weichen Moosbank saß, den Hund abwehrte, der ihr durch seine Schmeicheleien jetzt gerade sehr ungelegen kam. — Isidor begann:

Meine unglücklichen Eltern, die mit meinen beiden ältern Brüdern ein gewaltigames Grab im kalten Wasser gefunden haben, besaßen ein großes, schönes Schloß bei Nantes in der Vendée an der Loire, weit, weit von hier





in dem schönen Frankreich. Wir hatten uns alle so lieb und lebten recht glücklich, und ich dachte gar nicht daran, daß uns je ein Unglück begegnen könnte; auch begriff ich nicht, warum in der letzten Zeit meine Eltern und Brüder oft sehr betrübt zusammen saßen und ängstlich über schreckliche Ereignisse sprachen, die vorgefallen sein sollten. Da kamen am Ende des vorigen Jahres viele Soldaten, die man die Truppen der Republik nannte, in unser Land und fingen Krieg mit uns an, warum? weiß ich nicht. Es war ein grausamer, blutiger Krieg; überall, wo sie hin kamen, brannten die Schlösser und Dörfer in hellen Flammen, und man erzählte furchtbare Dinge, die an den armen Gefangenen verübt wurden. Endlich rückten die Feinde auch vor unser Schloß, in welchem viele Offiziere und Soldaten meiner Landsleute lagen, die sich einige Tage hartnäckig vertheidigten, aber zuletzt den eindringenden Feinden unterlagen. Alle unsere Offiziere und Soldaten, die nicht im Kampfe gefallen waren, wurden einige Stunden darauf in dem Schloßhose erbarmungslos niedergeschossen, meine Eltern und

Brüder aber, nachdem das Schloß ausgeplündert und niedergebrannt war, gefangen nach Nantes geschleppt. Ich selbst wurde gerettet. Ein treuer Diener meines Vaters, der alte Lormeau, hatte mich als Bauernknaben verkleidet und in der Nacht heimlich in den nahen dicken Wald gebracht, wo wir mehrere Tage verborgen blieben, bis er einen Kahn fand, um uns in der Dunkelheit über die Loire zu setzen. Von da zogen wir als Bettler, indem mich Lormeau als seinen Sohn ausgab, weiter nach Paris, wo er einige meiner Verwandten zu finden hoffte: allein diese waren über die Gränze geflohen. Niemand wußte wohin, und da auch in Paris schreckliche Menschen eine furchtbare Herrschaft führten, blieb uns nichts übrig, als unsern Wanderstab weiter zu setzen und in fremdem Lande Schutz zu suchen. Unter vielen Gefahren, und nachdem wir oft Hunger und Durst gelitten hatten, gelangten wir über die Gränze. Gar oft weinte ich bitterlich und verlangte flehentlich nach meinen lieben, guten Eltern, aber mein alter Lormeau tröstete mich immer mit dem Versprechen, daß ich sie wieder

sehen sollte. Erst in Deutschland erzählte er mir mit Thränen in den Augen, welches schreckliches Ende meine Eltern und Brüder genommen hatten. Die Soldaten der Republik waren mit einem furchtbaren Manne, dem blutgierigen Carrier, gekommen, der Gewalt über Leben und Tod der Gefangenen hatte und so grausam war, daß er Alle, die vor sein Gericht gestellt wurden, Greise, Männer, Weiber und Kinder, darunter auch meine lieben Angehörigen, auf Schiffe bringen und mitten in der Loire erbarmungslos versenken ließ. — Ach! wie unglücklich war ich bei dieser Nachricht, wie sehr wünschte ich mit meinen Eltern gestorben zu sein! Doch Lormeau beruhigte mich wieder, indem er mich vertrauensvoll auf den lieben Gott im Himmel verwies, bei dem die Meinigen jetzt wären und auf mich hersehen; er aber wolle, so lange er lebe, mein Vater auf Erden sein. Der gute, ehrliche Greis! die weite Wanderschaft, auf der er mich so oft, wenn meine Füße vom vielen Gehen wund und blutig waren, in seinen Armen getragen und wie eine Mutter ihr Kindchen gepflegt hatte, hatte seine Kräfte

aufgerieben. Er wurde krank und am Ende so schwach, daß er nicht mehr weiter konnte und unsern von eurem Hause ohnmächtig am Wege liegen blieb. Ich konnte ihm nicht helfen und saß daher weinend und den lieben Gott um Hilfe bittend neben dem Manne, der meine einzige Stütze war. Mein Gebet ward erhört, denn Gott verläßt nicht die armen Kindlein! Euer Vater kam des Weges und nahm uns beide in seinem Wagen mit sich nach seinem Hause, wo der Kranke bald darauf mit der Beruhigung aus dieser Welt schied, daß er mich arme Waise in den Händen barmherziger Menschen ließ.“

Hiermit hatte Isidor seine Erzählung geendigt. In traurigen Gedanken der noch frischen Erinnerung blieb er sinnend sitzen, während die heißen Thränen den vor Rührung schluchzenden Mädchen die Wangen herunter perlten. Lange noch blieben sie in derselben Stellung, in welcher sie der Erzählung gehorcht hatten. Selbst der Hund, als er die betäubten, weinenden Gesichter sah, schien sein Mitgefühl bezeugen zu wollen; denn als

hätte er den traurigen Inhalt des Erzählten wohl verstanden, fing er an unruhig zu werden und jämmerlich zu winseln. Da rief die Stimme der wegen der Kühle der angebrochenen Abenddämmerung besorgten Mutter die Kinder in's Haus, wo sie noch bis zum Schlafengehen über das Gehörte sprachen und sich fest vornahmen, durch innige Schwesterliebe dem armen Verlassenen so viel als möglich seinen herben Verlust zu ersetzen.



## Der dankbare Neger.



„Komm, liebe Johanna“, sagte Emilie zu ihrer Schwester, die, wie unser Bild zeigt, eben damit beschäftigt war, ihren Liebling, eine härtige Ziege, in dem großen Mühlbache zu tränken, „komm, deine Ziege hat nun genug getrunken, laß sie jetzt in dem frischen Grase weiden, und setze dich zu mir. Wir wollen berathschlagen, wie wir unserm lieben zweiten Vater, dem Herrn Joseph, zu seinem nächsten Geburtstage wieder eine Freude

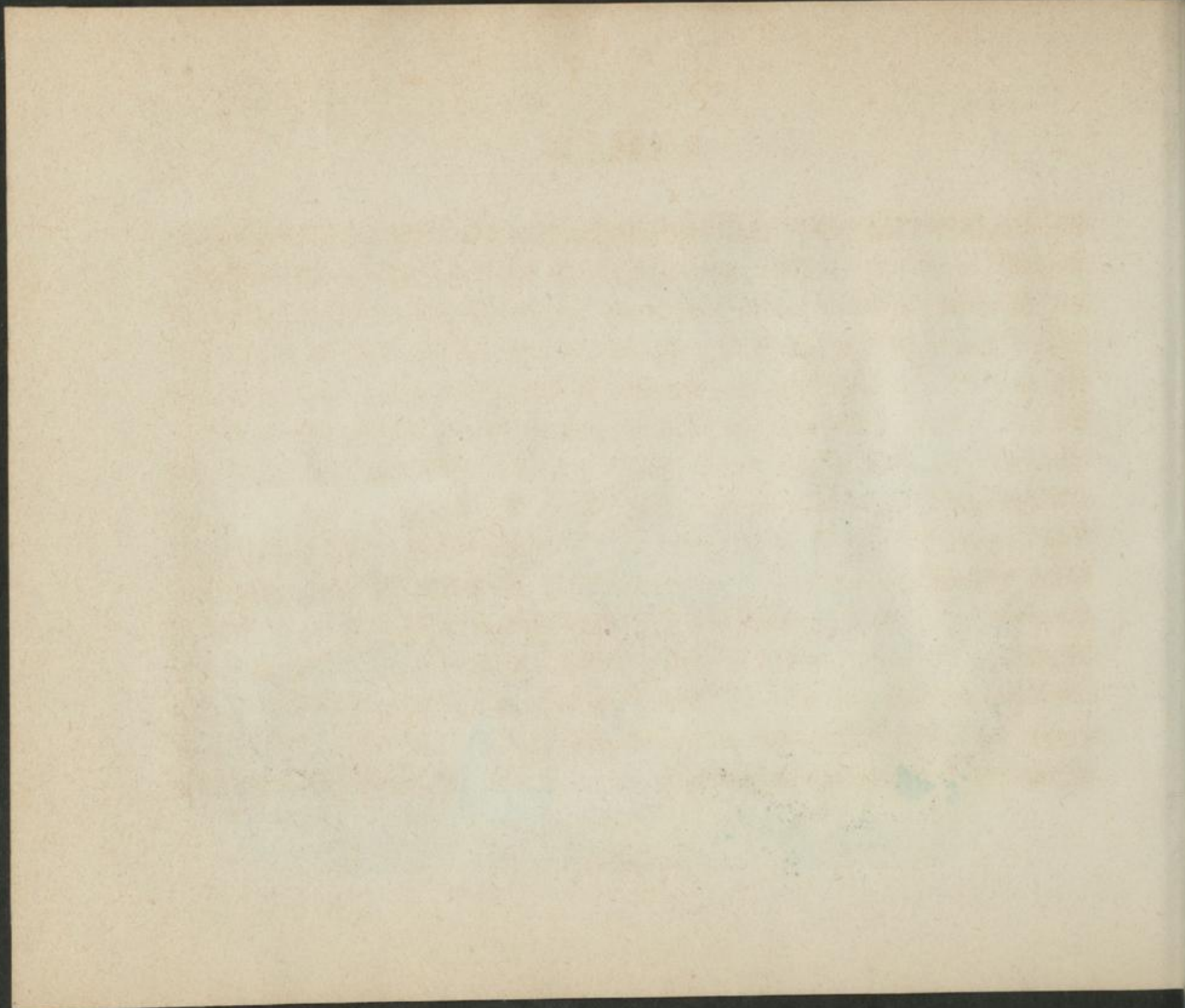
bereiten, damit wir ihm zeigen, wie wir nach Kräften dankbar sein wollen für all die großen Wohlthaten, die er uns seit drei Jahren, da unsre Eltern in dem Brande verunglückten, erwiesen hat. Ich habe mir etwas recht Schönes zu seiner Ueberraschung ausgedacht, das ich dir jetzt mittheilen will; komm, setze dich schnell her und höre mir zu."

Ueberlassen wir die Mädchen ihren freundlichen Plänen, um zu erzählen, wer denn dieser Herr Joseph war, von dem sie mit so großer Liebe sprachen. — Herr Joseph war ein im Gesichte und an dem ganzen Körper hochschwarzer Mann, dessen Haut wie Ebenholz glänzte; er hatte dicke aufgeworfene Lippen, scharfe, eckige Backenknochen und dichtes, wolliges, krauses Haar auf dem Kopfe, also keineswegs ein Bild der Schönheit, mit einem Worte, er war einer der schwärzesten und häßlichsten Neger, die es geben konnte, besaß aber eine desto schönere Seele, wie ihr gleich erfahren sollt. — Schon als Knabe war er mit vielen Leidensgefährten auf einem Sklavenschiffe aus seinem Vaterlande weggeschleppt und an einen Pflanzer auf Barbados

verkauft worden. Dieser aber, ein Europäer, welcher sich dort angesiedelt hatte, war ein menschlicher Herr, der nicht wie so viele andere grausame Pflanzer die Peitsche über seinen Sklaven schwang, sondern in ihnen den Menschen und das Ebenbild Gottes achtete und sie liebevoll behandelte. Unsern Negerknaben Joseph hatte daher ein vergleichungsweise glückliches Schicksal betroffen. Bald lernte er seinen gütigen Herrn lieben, arbeitete darum mit verdoppeltem Eifer für ihn und erhielt nach einigen Jahren seine Freiheit zur Belohnung von ihm, welches köstliche, unschätzbare Geschenk er dazu benützte, um unter fernerer Unterstützung seines Herrn einen kleinen Hausirhandel anzulegen. Dabei war er so aufmerksam und ehrlich in seinem Geschäfte, so gefällig gegen seine Kunden, daß seine Thätigkeit bald mit dem reichsten Erfolge gekrönt und er in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann wurde, der in der Hauptstraße ein hübsches Haus besaß und in der Nähe der Stadt eine große Mühle mit vielen Gebäulichkeiten kaufte, dieselbe, vor der wir die beiden Mädchen gesehen haben.

Da brach in einer stürmischen Nacht eine furchtbare Feuersbrunst in der





Stadt aus, in der Joseph und sein früherer Herr mit seiner Familie wohnten. Das Feuer, von dem Sturmwinde getrieben, griff mit verzehrender Gewalt um sich und legte in kurzer Zeit einen großen Theil der Häuser in Asche. Joseph vergaß die Gefahr seines eignen Besizthums und eilte hinweg, um seinem Herrn, dem er mit der innigsten Dankbarkeit ergeben war, hilfreiche Hand zu leisten. Er fand sein Haus, dessen Bewohner im Schlafe von dem rasenden Feuer überrascht worden waren, bereits in hellen Flammen; alle Anstalten die Unglücklichen, welche an den Fenstern verzweiflungsvoll die Hände rangen, zu retten schienen vergeblich. Da ergriff Joseph entschlossen eine Leiter und stieg mitten in dem erstickenden, blutrothen Qualme und den züngelnden Flammen, die am Gebäude hinausschlugen, beherzt zu einem Fenster des zweiten Stockes, aus dem er bald wieder mit dem einen Töchterchen des Hausbesizers hervorkam und es glücklich in Sicherheit brachte, nochmals wagte er mit demselben Erfolge den gefährlichen Gang, um das zweite Töchterchen zu holen, und zum dritten Male stieg er hinauf, um seinem Herrn beizustehen und

dessen ohnmächtige Gattin herauszuschaffen, als das Dachgebälke krachend und funkenstobend herabstürzte und ein brennender Balken mit einem einzigen fürchterlichen Schlage Gatte und Gattin zerschmetterte und ihm, dem muthigen Neger, den Arm, den er eben hilfreich ausstreckte, im Falle zerbrach. Nur durch seltene Geistesgegenwart, die er trotz des schrecklichen Ereignisses und der eignen Schmerzen bewahrte, entging er der fast unvermeidlichen Gefahr, die hohe Leiter jählings herabzustürzen. Kaum wieder auf dem Boden angelangt, war sein nächstes Augenmerk, die verlassenen Kinder von dem Schauplatze des Entsetzens für sie wegzubringen; denn wie konnte er sie, die zarten, zum Tode erschrockenen Mädchen in der allgemeinen, gräßlichen Verwirrung allein lassen? — Darum eilte er mit ihnen auf sein eigenes Haus zu, doch wehe! auch dieses brannte lichterloh, allein er ließ es ruhig brennen, nur bedacht, die Kinder in Sicherheit zu bringen; denn das Toben, Schreien, Lärmen und Drängen der Löschen, Rettenden und Flüchtenden in den engen Straßen war entsetzlich anzuschauen. Unbekümmert um die heftigen Schmerzen,

die ihm sein zerschmetterter herabhängender Arm verursachte, brachte er unverzüglich seine Schützlinge nach seiner Mühle, und dann erst eilte er zurück, um von seiner Habe zu retten, was noch zu retten war.

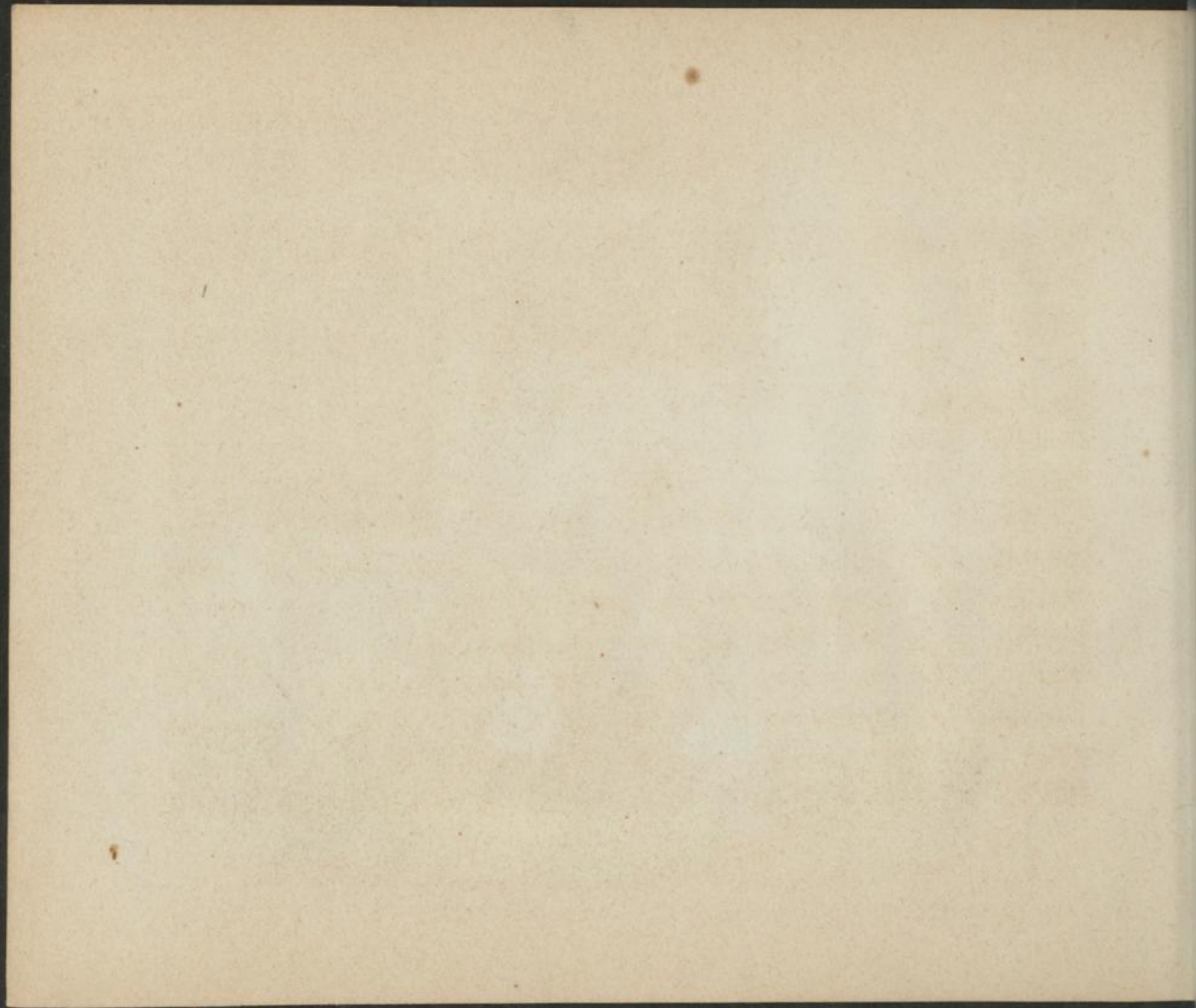
Auch ferner nahm er sich noch der Waisen an, die er von nun an wie ein liebevoller Vater als seine eigenen Kinder betrachtete. Oft wenn diese in überfließendem Dankgeföhle ihn zärtlich umarmten und trotz seines schwarzen häßlichen Gesichtes mit kindlicher Zutraulichkeit küßten, sagte er gerührt und thränenden Auges: „Dankt mir nicht, meine lieben Töchterchen, ich thue nur meine Schuldigkeit, euer unglücklicher Vater, mein guter Herr, hat mehr an mir gethan; er hat mich, den schwarzen Mann, den Neger, den die weißen Männer nicht lieben, ihn sogar oft noch schlimmer als das Vieh behandeln, zum freien Manne gemacht, er hat mein Glück gegründet, Alles, was ich besitze, ist darum euer!“

Sind das nicht Züge des Edelmuthes in dem Herzen eines Negers, und beweisen sie nicht, daß Gott auch in die Brust des Schwarzen den Keim

des Guten und Edeln gelegt, und doch giebt es noch so viele Menschen, die den Schwarzen nicht als Mitbruder gelten lassen, ja ihm härtere Arbeiten aufbürden, als den Lastthieren selbst, wie heutigen Tages noch tausendfältige Beispiele in den Pflanzungen der neuen Welt beweisen!







## Das Lämmchen.



Seht doch das zierliche Thierchen , das junge Lämmchen auf unserm Bildchen , wie es glücklich ist und gehätschelt wird. Es ist aber auch der Liebling der drei Geschwister, die sich freundlich um es herum zu thun machen. Das Knäbchen lehnt sich an es an, es zärtlich umhalsend, und das Lämmchen reibt sich behaglich an seinem kleinen Freunde , als ob es dessen verschwenderisch ertheilte Liebkosungen erwidern wollte. Die ältere Schwester hält ein rothes Band in der Hand, das um den schneeweißen, wollenflockigen

Hals des Lämmchens geschlungen ist, und zieht es dabei manchmal sanft zurück, wenn seine Bewegungen gar zu hastig und ungestüm werden und es dadurch das kleine, zarte Brüderchen umzustößen und zur Erde zu werfen droht.

Dieses Lämmchen nun, welches die Kinder mit Milch selbst aufgezogen hatten, bis es allein Gras fressen konnte, hat, so wenig Wochen es in seinem Leben zählen mag, doch auch sein Schicksal gehabt, und zwar das aller-schlimmste; denn es hat frühe durch einen garstigen Wolf seine Mutter verloren. Es scheint aber gar nicht sehr betrübt zu sein, vielmehr Alles vergessen zu haben. Doch wie weit reicht denn auch eines Lämmchens Verstand und Erinnerungskraft? Geht es uns doch selbst fast nicht besser, wenn wir noch kleine Kinder sind. Was wissen wir denn noch von unsrer frühesten Kindheit, mag sie nun die freudigste oder auch die traurigste gewesen sein?

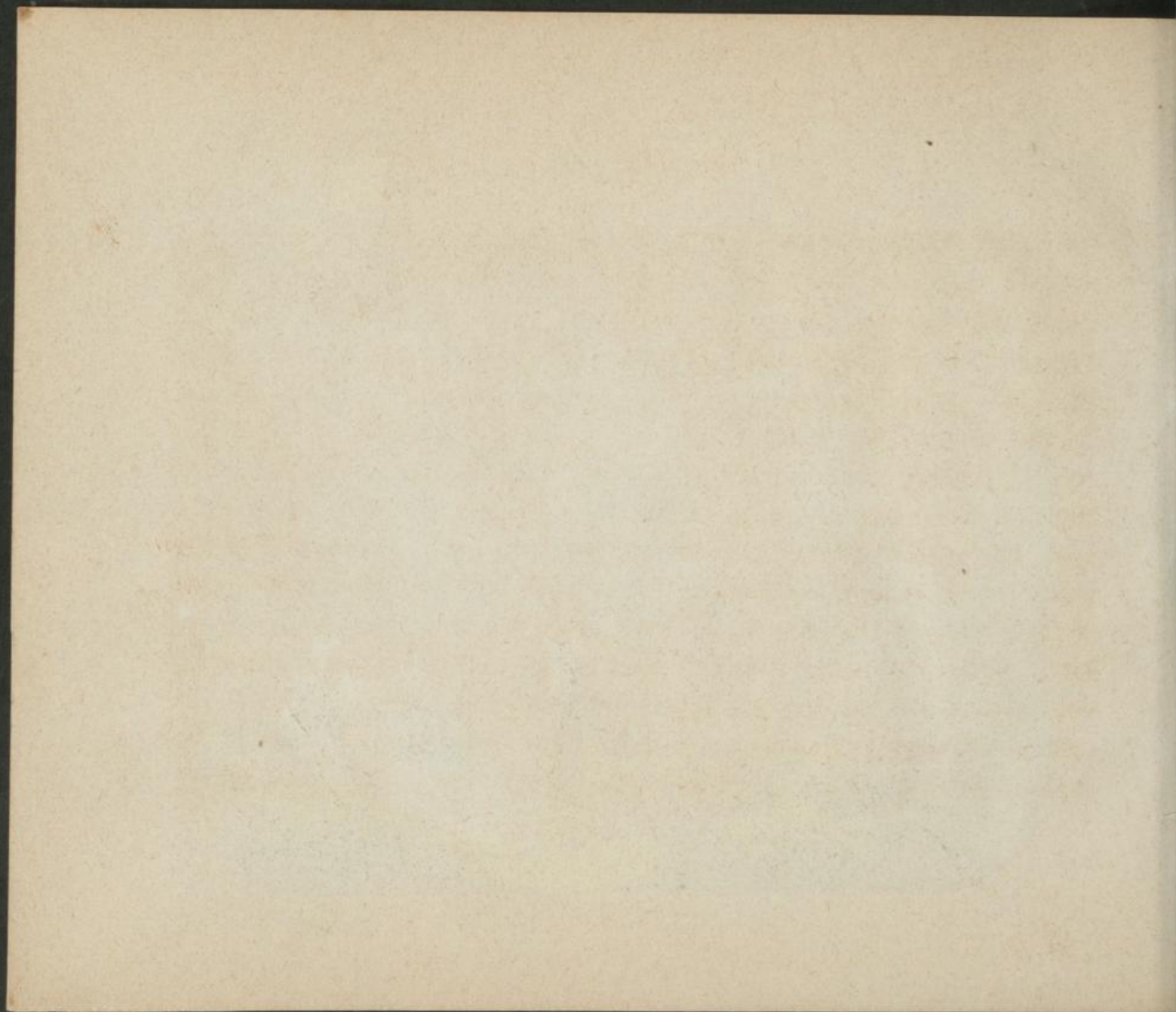
Unser Lämmchen war mit seiner Mutter und einer ganzen Heerde großer und kleiner Thiere zur Weide gegangen. Der Hirte, welcher keine Gefahr

vermuthete, machte sorglos ein Schläfchen, dem bei der schwülen, drückenden Hitze die beiden Hunde auch nicht abhold waren. — Da sprang in schnellen Sätzen ein nach einem fetten Schafsbraten lüfterner Wolf am hellen, lichten Tage aus dem nahen Walde hervor und auf des Lämmchens Mutter los, die er sogleich todt biß, mit seinem weiten, hungrigen Maule am Halse faßte und über seinen Rücken warf, dann unverschämter Weise ganz langsam und bequem mit seiner Last davon trollte; hintendrein lief das Lämmchen jämmerlich blöckend. Da endlich erwachte der faule Schäfer, seine Hunde regten sich auch; auf sein Schreien und ihr Bellen kamen einige Bauern herbei, die mit ihren Knütteln hurtig dem Räuber Isengrimm nacheilten, der sich in schärfern Trab setzte und bereits mit seinem Raube in Sicherheit zu sein glaubte, als ihm zu seinem größten Aerger von Weitem ein Reiter entgegengesprengt kam. Doch Isengrimm wollte seinen Braten nicht fahren lassen; er dachte: ein Stück ist auch noch gut, wenn man das Ganze nicht haben kann. Darum warf er das Schaf, welches ihm jetzt für die Flucht zu schwer wurde, ab und

zerriß es sogleich in mehrere Stücke, von denen er das beste und größte in den Nachen nahm und sich querselbein rasch davon machte. Seine Verfolger kamen grade zurecht, um noch das Nachsehen zu haben; doch hielten sie das Lämmchen zurück, das in seiner Unerfahrenheit dem Nimmersatt immer nachgerannt wäre und ihm zu seinem Schafsbraten noch obendrein einen schmackhaften Lammbraten abgegeben hätte.







## Der kleine Gärtner.



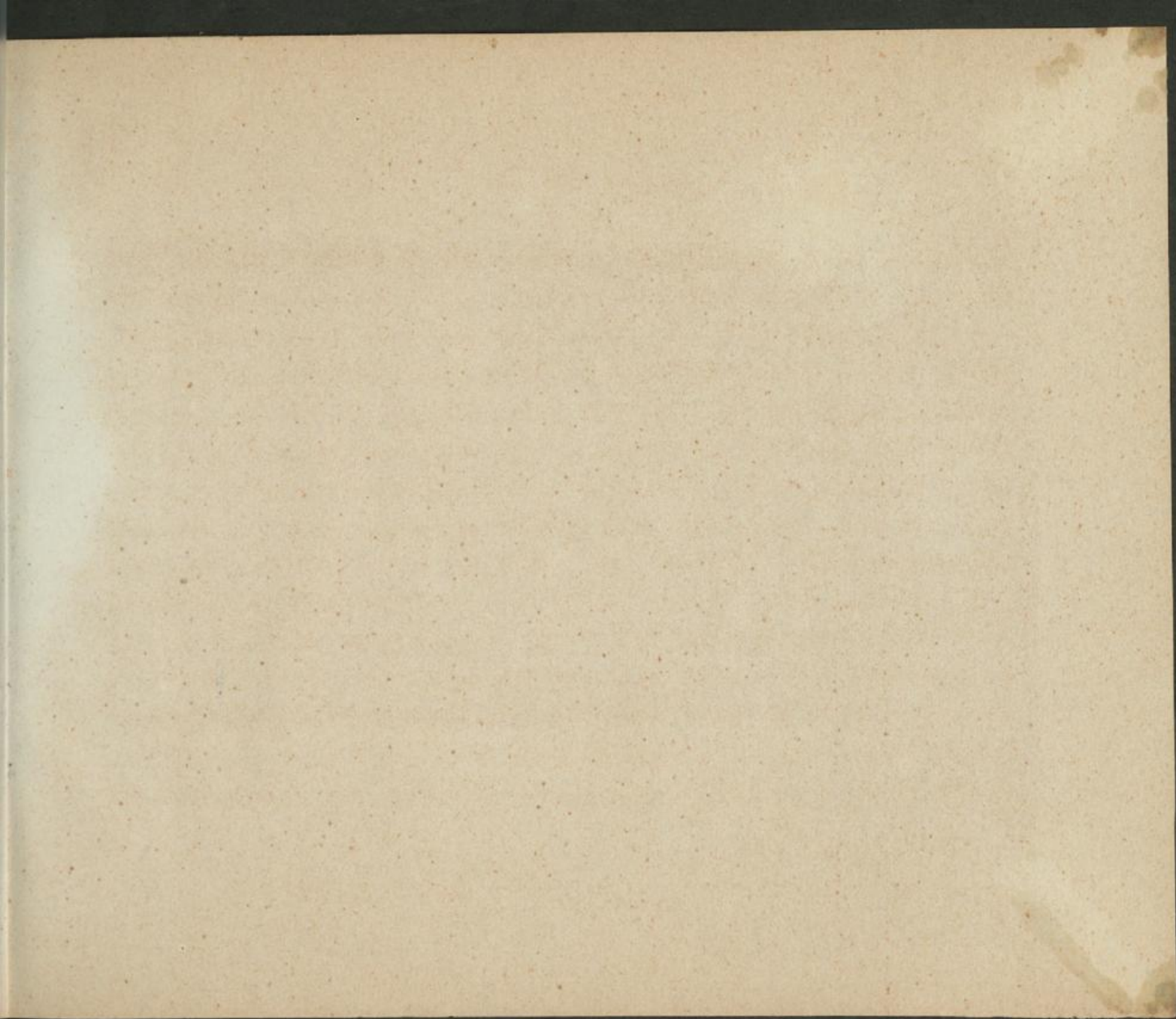
Zwei Bauernweiber plauderten zusammen, indem sie in ihrer Weise mancherlei Neuigkeiten auskramten und auch von der alten Anna ihres Dorfes unter vielen Ausrufungen des Mitleides erzählten, wie erst vor kurzem ihr braver Sohn, der ein tüchtiger Schmiedegesell war und wöchentlich seinen Lohn zur Unterstützung seiner Eltern herausgesandt hatte, gestorben, wie dann ihre einzige Kuh gefallen und vor einigen Tagen gar ihr hochbejahrter Mann, der in den Steinbrüchen arbeitete, sich den Arm gebrochen und außer-

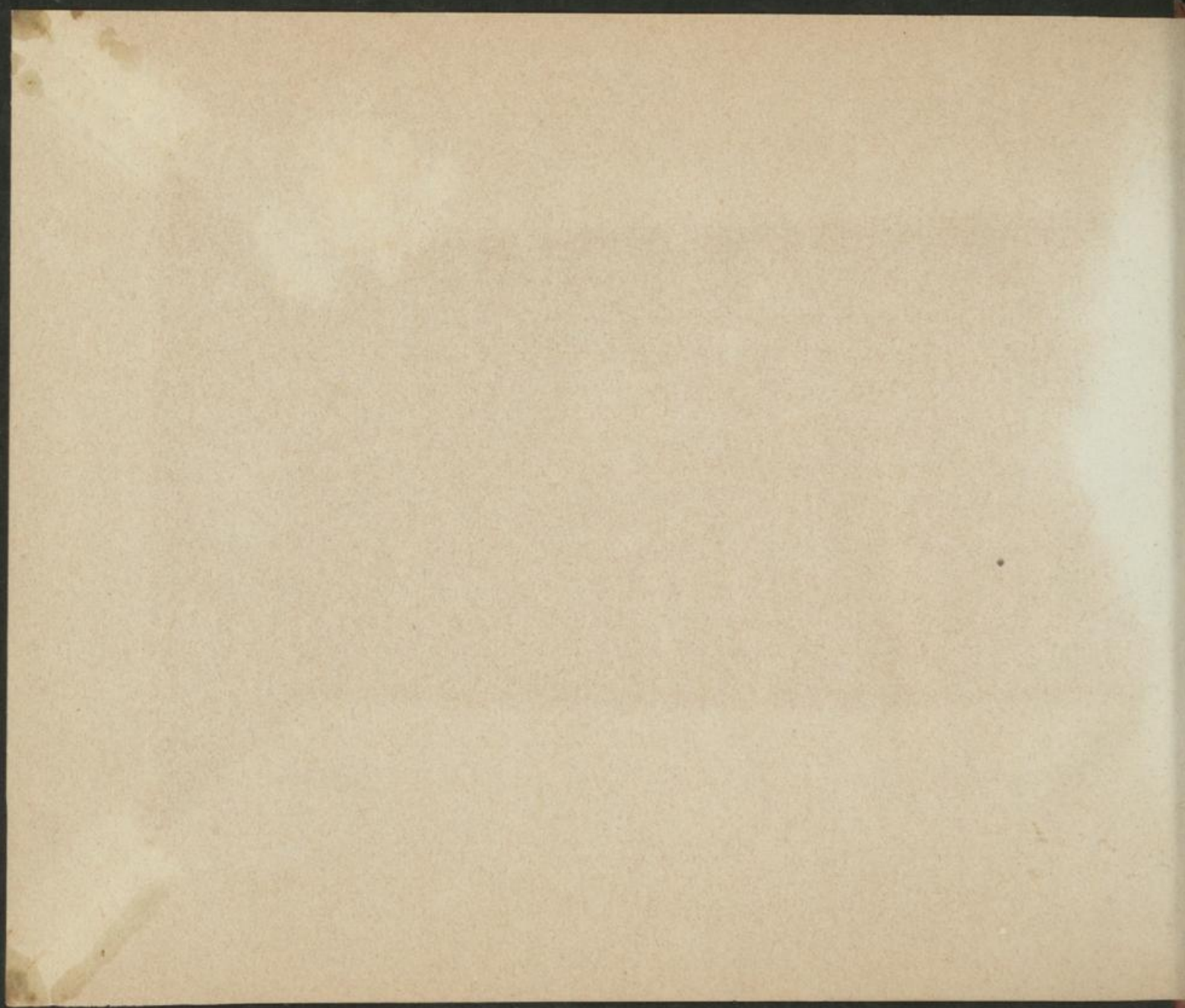
dem jämmerlich beschädigt hatte, so daß es mit seiner Arbeit für alle Zeiten ein Ende hatte. Solches hatte ein Knabe, der hinter den plaudernden Weibern auf einer Steinbank saß, ruhig mit angehört, war aber dann plötzlich aufgestanden und sinnend nach Haus gegangen. Das Elend des Mannes ging ihm zu Herzen; er kannte ihn sehr wohl; denn der freundliche Alte hatte ihm manchen bunten Schmetterling und schönen Käfer gegeben und manchen glänzenden Stein oder Krystall aus den Steinbrüchen mitgebracht. Unterwegs hatte der Kleine aber schon ein Mittel gefunden, dem alten Ehepaare für die ersten Tage einige Hilfe zu bringen. — Sein Vater hatte ihm einen kleinen Garten geschenkt, den er selbst bebauen durfte. Er besaß einen Spaten, einen Rechen, eine Haue und einen Schiefkarren und arbeitete gar zu gerne in seinem Gärtchen, worin er viele schöne Blumen, einen Fliederbaum, einen Stachelbeeren- und Johannisbeerenstrauch gepflanzt und mehrere Stangen eingesteckt hatte, an denen sich zierliche Erbsenranken hinaufwanden. Die Erbsenschoten waren schon groß genug, um abgepflückt zu werden, und die Stachel-

und Johannisbeeren schon reif und zum Genuße einladend. Der kleine Gärtner erbat sich von seiner Schwester, die seine Vertraute war, einen Korb, pflückte alle seine schönen Erbsen und süßen Stachel- und Johannisbeeren ab, legte sie sorgsam in den Korb, und in die Tasche steckte er sein ganzes Kapital, das er in seiner Sparbüchse hatte. Dann lief er in freudiger Hast zu dem verunglückten Steinbrecher, auf dessen großen, eichenem Tische im Zimmer er seine Schätze ausschüttete und dem armen Bettlägerigen zur Labung selbst von seinen Beeren an das Bett brachte und ihm das Geld mit dem Wunsche gab, sich manchmal etwas Herzstärkendes dafür holen zu lassen. Dann sprang er, ohne Dank abzuwarten, innig vergnügt und freudestrahlenden Blickes mit seinem leeren Korbe nach Haus, wo ihn sein Vater, gerührt von seines Sohnes vortrefflichem Herzen, liebevoll umarmte und ihm für das nächste Jahr ein noch größeres Stück Garten abzutreten versprach. Jedesmal aber, wenn der arme Kranke von den Gaben seines jugendlichen Freundes genoß, faltete er

dankebar die Hände und bat um den Segen Gottes für ihn. Und der blieb denn auch dem wackern Knaben nicht aus. Schon in der Jugend an Fleiß und Arbeitsamkeit gewohnt, wurde er, zum Manne herangereift, durch seine Thätigkeit und Umsicht bald Herr eines bedeutenden Vermögens; er nahm ein braves Weib und Gott schenkte ihm gute Kinder, und da er nicht stolz und geizig, sondern wahrheitliebend, mildthätig gegen die Armen und freundlich gegen Jedermann war, so genoß er auch die allgemeine Achtung — und Zufriedenheit und Gottes Segen begleiteten ihn durch's Leben.







280.-

